Progymnasium zu Zaborze O.-S.

Mythische Erscheinungen

im

Schlesischen Volksglauben.

I. Der wilde Jäger und Frau Holle.

Von

Dr. Paul Drechsler.

Beilage zum Jahresbericht des Progymnasiums zu Zaborze

Ostern 1902.

1902. Progr.-No. 236.

Zabrze 1902.

Druck von Max Czech.

Bibliothek des Städt. Gymnasiums * Düsseldorf *

9za 2 (1902)

236 a.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

HT008638926

UNIVERSITÄTS- UND LANDESBIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mythische Erscheinungen im schlesischen Volksglauben.

I. Teil. Der wilde Jäger und Frau Holle.

»Die Zeit der Märchen und Sagen geht zu Grabe und mit ihr viel Poesie. Nicht als ob jede Sage poetisch wäre, aber diese alten Ueberlieferungen waren trotz der Entstellung, welche sie in vielen Jahrhunderten erlitten, phantasiereicher, frischer und tiefer als die heutigen Kinderbücher vom Struwelpeter und anderen ungezogenen Spiegelbildern der lieben Jugend. Und nicht bloss viel Poesie vergeht und mit ihr viel alte Sitte: in jenen Märchen und Sagen liegen die letzten Reste der Geisterwelt unserer ältesten Vorfahren, die letzten Trümmer des Glaubens und des Götterdienstes, welcher das deutsche Volk vor der Predigt von Christus beglückt und erhoben hatte. Der Forscher bedauert daher den Untergang dieser ungefährlichen Dinge, aus denen für die Kenntnis der vollständigen Geistesentwickelung unseres Volkes höchst bedeutende Ergebnisse hervorgingen.«

Diese Klage sprach der berühmte Germanist Karl Weinhold, den der Tod am 15. August 1901 der deutschen Wissenschaft, unserer Heimat Schlesien und seinen Schülern allzufrüh entrissen hat, schon im Jahre 1862 in dem ersten Bande der neuen Schlesischen Provinzialblätter S. 193 aus, und seitdem ist das Alte in noch grösserer Eile geschwunden. Das gilt besonders von der geistigen und leiblichen Hausmannskost. Denn es lässt sich nicht leugnen, dass auf allen Gebieten Üppigkeit und Genusssucht vordringen und bald auch eines der am treuesten bewahrten Erbstücke der Altvorderen, das einfache häusliche Leben am Herd und Tisch, zu zerstören drohen. Wie die alte, wenn auch nicht immer schöne und zweckmässige Tracht nur noch hier und da mit zäher Treue festgehalten wird, so wird die schlichte Häuslichkeit mit ihren bescheidenen Genüssen bald von dem grossstädtisch verflachten Leben verdrängt sein, wie das Streichholz den Feuerstein, den Zündschwamm und den Kienspan, die Petroleumlampe die »Ölfunze« verdrängt hat (vom elektrischen Lichte zu schweigen), ohne dass, wie hier, Gutes an die Stelle von weniger Gutem träte. Wie heute die Enkelin mit Erstaunen und kindlicher Neugier das Prachtstück ihrer Grossmutter, ein Spinnrad, betrachtet, so lässt sich die Zeit absehen, in der ein »modern« aufgewachsener Sohn mit Achselzucken auf die Lebensweise seiner Eltern herabsieht. Nicht minder schnell schwindet

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aus dem geistigen Leben des Volkes alles dass, was als Erbteil der Vergangenheit in der Stille des Hauses und Hofes mit echtdeutscher Zähigkeit gehegt und gehütet wurde, die alten Sitten und Bräuche, die volkstümlichen Gedanken und Vorstellungen, in denen die Seele des Volkes lebte und webte, woran sein Herz und Gemüt sich erfreute in guten wie in bösen Tagen. Das bezieht sich vor allem auf den altgermanischen Glauben an höhere übernatürliche Wesen und ihre Beziehungen zu den Menschen. Einst die religiöse Anschauung der Gesamtheit des deutschen Volkes, wurde er nach Einführung des Christentums als staatlich anerkannter Religion zurückgedrängt und lebte im Gegensatze zu jenem als Aberglaube (niederdeutsch overgeloof, superstitio) oder als Volksglaube d. h. als Glaube der grossen Volksmenge, in mannigfaltigsten Wandlungen weiter. Mit seinem allmählichen Schwinden bröckelt von dem Bau der altheidnischen Weltanschauung ein Stein nach dem anderen ab. Ist das vom christlichen Standpunkt aus nicht zu beklagen, so ist doch anderseits auch nicht zu leugnen, dass mit ihm ein gut Teil echtdeutscher, sinniger Naturbetrachtung dem Gemütsleben unseres Volkes verloren geht. Was sich hiervon in Schlesien noch findet, wird unseren Landsleuten von anderer Stelle aus dargeboten.[1]) Hier sollen, auf Grund eigener Sammlungen und der jedem Kenner der deutschen Volkskunde vertrauten Literatur, die mythischen d. i. die übernatürlichen Erscheinungen kurz behandelt werden, die, von der Volksphantasie als persönliche Wesen gefasst, in der Sagenwelt und den abergläubischen Vorstellungen der Schlesier fortleben und oft in die frühesten Zeiten unseres Volkes zurückweisen.

Wie bei allen Naturvölkern, so haben auch bei unseren Vorfahren zwei Dinge immer und immer wieder einen tiefen Eindruck auf das Gemüt gemacht und den Geist zu mythischem Schaffen getrieben: der Tod und sein Bruder, der Schlaf, und die Erscheinungen im Naturleben. Die Scheu, mit der man diesen Dingen gegenüberstand, erzeugte den Glauben an höhere, übernatürliche Wesen, denen sich der sinnlich denkende Mensch machtlos unterordnete und die er sich auf alle Weise freundlich zu stimmen bemüht war.

Das Leben äussert sich für das Empfinden des Naturmenschen als Hauchen, Atmen. Im Atem betätigt sich die Seele, die den Körper belebt und zum Handeln befähigt. Mit dem letzten Atemzuge, dem letzten Hauche entweicht sie aus dem Körper. Man öffnet das Fenster, und sie entschwebt als »Räuchlein« in die Luft, jenes Element, dessen bewegliches Dasein sich jedem aufdrängt und das doch unsichtbar und ungreifbar ist wie sie selbst. Vgl. Vogt, Ueber schlesischen Volksglauben in Mitteilungen der Schles. Gesellschaft für Volkskunde. 1896 S. 4. Daher bedeutet das lateinische anima, vom griechischen ἀô hauchen, wehen 1) Lufthauch, Wind und 2) Lebenshauch, Seele, und animus Geist stellt sich zu griechischem anemos Wind.

In diesem Glauben an das Fortleben der Seele im Wehen der Luft wurzeln die hier besprochenen mythischen Erscheinungen, von denen uns die Sage und der Aberglaube des Volkes heute noch Kunde gibt.

---

[1]) In den Sammlungen und Studien der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, die u. d. T. Schlesiens volkstümliche Ueberlieferungen von Friedrich Vogt herausgegeben werden. Band I: Die Schlesichen Weihnachtsspiele. Von Friedrich Vogt. Leipzig, Teubner. 1901. Band II: Sitte, Brauch und Volksglauben der Schlesier. Von Paul Drechsler. Leipzig, Teubner. 1902.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

I. Der wilde Jäger.

An der Spitze der im schlesischen Volksglauben fortlebenden mythischen Erscheinungen steht Wodan, dessen Name eine Weiterbildung aus der indogermanischen Wurzel vâ wehen ist, auf die auch das arische vâta, die bewegte Luft, unser Wind, und das mundartliche Woden zurückgeht. Wodan ist also etwa der Winder, der Stürmer, der persönlich gefasste Windgott.[1]) Er wurde besonders im westlichen Nieder- und Mitteldeutschland, von wo sich seit dem zwölften Jahrhundert der Strom deutscher Ansiedler in Schlesiens Gaue ergoss, vor Einführung des Christentums verehrt. Gemäss der erörterten Berührung der beiden Begriffe Wind und Seele erscheint er bei zunehmender Vergeistigung recht eigentlich als der Geist, der Träger alles geistigen Lebens, unseren Vorfahren als die Verkörperung deutschen Ungestüms, des furor Teutonicus, (wie Adam von Bremen noch im 11. Jahrhundert schreibt: Wodan id est furor) und kriegerischen Thatendrangs, anderseits aber als »der dem Winde gleich über die Erde hinstreichende Wanderer,« als Herr der Nacht[2]) und Führer der in der Luft fortlebenden Seelenscharen, die besonders in den Zwölf Nächten (von Weihnachten bis zum Dreikönigstage) durch die Lüfte sausen oder in Bergen und Gewässern weilen.

Im alten Mythus reitet Wodan als eine riesige Greisengestalt in einem weiten, dunkeln Mantel und mit breitkrämpigem Hute auf einem weissen Rosse durch die Lüfte, umflattert von den Raben, den dunkeln Sturmvögeln, umheult von Wölfen und Hunden, verkörperten Winden. Hinter ihm fährt sein kriegerisches Geistergefolge daher, die Schlachtenjungfrauen, die die Seelen der gefallenen Helden von der Walstatt in des Gottes Behausung, die Walhalla, geleiten, und die Seelenschar der Gestorbenen. Wenn Wodans Heer auf feuerschnaubenden Rossen mit Sturmesbrausen und lautem Hallo dahinjagt, beugen sich die Wipfel der Bäume, und der Mensch wirft sich zagend auf sein Antlitz.

Dem milden Christengott musste Wodan weichen; ihm und den anderen mythischen Gestalten musste der Neubekehrte als unholden bösen Geistern feierlich abschwören. »Entsagst du den Unholden?« fragt das ostfränkische Taufgelöbnis des 7. Jahrhunderts, und der Täufling antwortet: »Ich entsage.« Die Verehrung der alten Götter wurde als Teufelsdienst verdammt. So wird in der sächsischen Taufformel vom J. 772 allen Werken und Worten des Teufels entsagt, dem Donar, Woden und Sahsnôt (d. h. Schwertgenosse Tiu-Mars) und allen den Unholden, die ihre Genossen sind. Aber was durch die Jahrhunderte eines Volkes Herz in Angst und Andacht bewegt hat, das lebt auch noch in der Erinnerung spätester Geschlechter fort, wenn auch je nach der Stärke neuer Empfindungen mehr und mehr verdunkelt und der ursprünglichen Bedeutung schliesslich oft ganz entrückt: der Geist verblasste, und nur die tote Form vererbte von Geschlecht auf Geschlecht.

---

[1]) Eine Weiterbildung ist Winderer, entstellt zu Wunderer, jenem wilden, furchtbaren Manne, der in altdeutschen Darstellungen eine Jungfrau verfolgt; vergl. die überzeugende Beweisführung von Warnatsch, Beiträge zur german. Mythologie. Beuthen O.-S. Gymnas. Progr. 1895 S. 11 f.

[2]) Vgl. Weinhold, Ueber den Mythus vom Wanenkrieg. Sitzungsber. der Berliner Ak. d. Wissenschaften. 1890 I, 622 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kann sich der naturfreudige, sinnfrische Mensch dem Zauber des Waldlebens nicht entziehen, vernimmt sein empfängliches Ohr im Brausen der Wipfel geheimnisvolles Lispeln, im Krachen der Äste tosenden Kampf, um wie viel mehr musste dies immer und immer wieder auf das Gemüt des Naturmenschen wirken, der von des Gedankens Blässe noch nicht angekränkelt ist! Der Franke und Thüringer drang in die schlesische Wälderzone ein, um da Inseln zu schaffen, auf denen deutsches Volkstum Wurzeln schlug; sein Ohr traf dasselbe Flüstern und Raunen, Brausen und Rauschen, sein Auge dasselbe Flimmern und Schimmern, Huschen und Haschen wie in den Wäldern des Westens. Der Entfaltungsreiz wirkte: alte Vorstellungen erwachten und rangen nach neuer Gestaltung und Verkörperung. So ist die mythenbildende Phantasie des Volkes in wechselnder Stärke thätig. Ergriffen wie von etwas Altbekanntem, lauschte der deutsche Ansiedler im wogenden Walde dem Wehen des Windes: er höret sein Sausen wohl, aber er weiss nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt, und scheuvoll erlag er demselben Zauber wie sein Ahn und Urahn. War nicht auch hier der allumfassende, alldurchdringende Geist des Windes, der Sturmgott gegenwärtig?

Auf den alten Windgott, dessen Namen (Wodan) in Schlesien nirgends nachgewiesen ist, weist folgende Sage: Ein altmodisch mit einem dreistützigen Hute und langem Mantel bekleideter Mann, aschgrau von unten bis oben, erscheint mitunter den Leuten auf der Grenze zwischen Hulm und Zobel (Grenze der Kreise Liegnitz und Striegau), legt sich auf die Seite bis zur Erde und verschwindet. Wer vorbei geht, den scheint ein Wind anzublasen, und es schaudert ihm. Kühnau in Mitteil. I, 104.

Weiter verbreitet sind Brauchreste, die auf die altheidnische Verehrung des Windgottes zurückgehen. »Der Wind, der Wind, das himmlische Kind!« lautet ein schlesischer Kinderreim, der aus dem Märchen vom Pfefferkuchenhäusel stammt, und diesem himmlischen Wesen wird geopfert wie vor alters. Um den Sturmgott zu beschwichtigen und seine Wut zu mildern, nimmt in der Grafschaft Glatz ein Sonntagskind (das besonders befähigt ist, mehr zu sehen als die anderen, namentlich Geister zu erblicken und mit ihnen zu verkehren) ein Mass Mehl und streut es zum Dach oder Bodenfenster hinaus, wobei es spricht:

Wend, Wend,
Ich bien a Sonntichskend;
Do hoste a Maesla Mahl zum Soppa (Mehl zum Suppen),
Geh hêm on lôs dersch kocha. Glatzer Vierteljahrsschr. III, 141.

In einem Dorfe bei Trachenberg lebte eine alte Frau, die bei heftigem Winde, einen Teller mit Mehl in der Hand, vor die Thüre trat, das Mehl in den Wind ausschüttete und dabei etwa folgende Worte sprach: »Na Wind, da haste etwas. Geh jetzt und koche eine Suppe für dich und deine Kinder!« Auch in Langenbielau pflegten bis vor kurzem Frauen Mehl und um Glatz auch Federn, in Oesterreich-Schlesien Mehl, Spreu oder Federn in den Wind zu streuen, um ihn zu besänftigen. In Wildschütz ruft man dabei: »Da hast du, hör' auf!« Peter, Volkstümliches aus Oesterr.-Schlesien II, 259. So erzählt schon Praetorius in der Weltbeschreibung S. 429 im 17. Jahrhundert von einer Frau in Bamberg, die einst bei heftigem Winde einen Sack Mehl zum Fenster hinausgeschüttet und dabei die Worte gesprochen habe: »Lege dich, lieber Wind, und bring dies deinem Kind!« Auch in Nieder-Oesterreich (am Blasiustage), in Tyrol und im Möllthale in Kärnten wird der Wind mit Mehl, Salz oder Heu gefüttert; vergl. Jahn, Opfergebräuche S. 58; Mogk im Grundriss III, 334 und 386. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kerschbaumer berichtet Germania 30,97 nach Eligius aus dem nieder-österreichischen Gebirge, dass man dort am 29. Dezember (dem Kindleintage) Mehl und Salz unter einander mischt und auf einem Brett zum Dachfenster hinausstellt. Verführt es der Wind, so sind im nächsten Jahre keine Stürme zu befürchten.

Wertvoll ist ein Satz der Alten-Weiber-Philosophie (aus dem 16. Jahrhundert): So der Wind Nordsüden (von N. nach S.) wehet, so sollen die weisen Frauen vom rechten Ohr eines jungen Kalbes ein wenig schneiden und werfen das gegen den Wind, damit das Kalb wachse und zunehme. Auch dies ist ein Ueberbleibsel eines alten (Tier-) Opfers, wodurch der Windgott dem Viehstand günstig gestimmt werden sollte. Vielleicht hängt damit ein heute noch üblicher Brauch zusammen: Wenn ein neues Gericht, z. B. der erste Frühsalat, die ersten Gurken, auf den Tisch kommt, muss jeder seinen Nachbarn am Ohre zupfen (damit ihm die Speise bekomme). Der Leobschützer Scherffer bezeugt dieses für das 17. Jahrhundert:

Legt sie (die Gattin) ihm einmal denn 'was vor,
Das was neues ist vom Jahre,
Greift sie ihm (sprechend) sanft ans Ohr:
Esst, Herr, dass Euch Gott bewahre!

Anders erklärt diesen Brauch, der auch in Mainz bekannt ist, Wuttke, Volksglauben, S. 622.

Die persönliche Auffassung des Windes spricht auch aus folgendem Glauben: Man soll dem Winde nicht fluchen, sonst würde er das Leichentuch und mit ihm den Sarg des Fluchers von der Bahre herunterwerfen (Schlaupitz, Kr. Reichenbach), Am Urquell II, 67, oder man muss die Missachtung des Wirbels, schles. »Zwirbels,« mit Ausschlag, geschwollenem Gesichte oder gar dem Tode büssen (allgemein).

Nach alter Auffassung gilt der Windgott als Bringer der Fruchtbarkeit (wie oben als Beschützer des Viehstandes), und von dem Winde hängt das Gedeihen der fröhlichen Saat, die Reife der körnerschweren Halme, die Befruchtung der Obstbäume ab. Alte Volksweisheit lehrt: Viel Wind, viel Obst. So bringt auch dem Schlesier der Windgott Segen und reiche Ernte, wenn er, besonders in der Zeit der Wintersonnenwende, das Korn durchbraust und die Bäume tüchtig schüttelt. Man vergl. Drechsler, Das Verhältnis des Schlesiers zu seinen Haustieren und Bäumen. Progr. Zabrze 1901 S. 17. — Um sich dem Gott dankbar zu erweisen, bringt man ihm bei der Ernte einen Teil zum Opfer dar; freilich ist der alte Brauch verdunkelt oder wird anders erklärt. Bei der Obstlese lässt man immer einige Früchte auf dem Baume, sonst trüge er das nächste Jahr nicht. Und wie man fast überall in germanischen Gauen auf dem Felde bei der Ernte einige Ährenbüschel stehen lässt, in Norddeutschland ausdrücklich »dem Woden für sein Pferd,« so liessen zu Grossvaters Zeiten in Langenau bei Katscher die Mähder dem Windgott sieben Ähren stehen. Heute hebt man sie nach Abschluss der Erntearbeit mit den Wurzeln aus dem Erdreich, damit sie den Kern des Erntekranzes bilden.

Selten tritt die mythische Erscheinung allein auf; sie führt dann verschiedene Namen. So erscheint sie als Breithut beim »Berge« zwischen Zauchwitz und Hohndorf Kr. Leobschütz (Mitteil. I, 46), ganz wie Odin in nordischen Quellen; als Reiter ohne Kopf (Dopsgespenst) in Sprottau; in den Dörfern um Goldberg, Schönau und Lähn als pferdefüssiger Reiter ohne Kopf auf schnaubendem Rosse mit drei Köpfen unter dem Namen Rübezahl (Rübezahl

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1884 S. 99 f); bei der Fichte zwischen Rybnik und Paruschowitz auf dreibeinigem Schimmel. Bisweilen spielt der Geist in der bewegten Luft mit seinem Kopfe Fangball (in der Leobschützer Gegend). Um Bernstadt, Grünberg, im Eulen- und Riesengebirge erscheint er als Jäger zu Fuss, von einer Koppel Hunde umgeben, und trägt seinen Kopf unter dem Arme.

Gewöhnlich führt der Windgott die Scharen der Geister, die sich im Heulen des Sturmes bemerkbar machen; er ist zugleich Totengott. So geleitet auch bei den Griechen der Windgott Hermes die Seelen der Abgeschiedenen nach dem Hades. Die Gestalt des Totengottes hat die mythenbildende Phantasie unseres Volkes am schärfsten umrissen. Als Nachtgeist, Nachtjäger (namentlich in Ober- und Niederschlesien), wilder Jäger (besonders in der Grafschaft Glatz), Waldjäger (um Patschkau), Feldjäger (in der Neisser Gegend), Grenzjäger (im Sprottauschen), grüner Jäger (im Eulengebirge, Provinzialbl. 1873 S. 73 f.) zieht er an der Spitze des Seelenheeres, des wütenden (wütnigen) Heeres, der wilden oder tollen Jagd mit Rüdengebell und Peitschenknall, Jagdruf und unheimlichem Getöse durch die Lüfte. Nur in dem Adjectiv wütend hat sich in Schlesien der alte Name des Sturmgottes erhalten, denn wütendes Heer ist entstellt aus Wuotans Heer. In einer alten Beschwörungsformel Mitteldeutschlands aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts wird wutanes her unde alle sine man erwähnt, Grundriss III, 334. Wenn es draussen heult und stürmt, besonders in den Zwölf Nächten, zieht die Geisterschar auf bestimmten Strassen durch Wald und Luft; am Tage weilt sie in der Erde. In der Hirschberger Gegend treibt es sein Wesen auf den Höhen, die sich vom Grunauer Spitzberg an Berbisdorf vorüber gegen Tiefhartmannsdorf zu hinziehen, auf den Bergen bei Peterswalde Kr. Reichenbach im sogenannten Schulzenloch, Provinzialbl. 1865 S. 558. In der Gegend von Katscher Kr. Leobschütz haust der wilde, grüne oder Nachtjäger in den Gipsgruben bei Dirschel und zieht von da bis Liptin, wo er bei der roten Mühle an einem Kreuzwege Kehrt macht, bei Leobschütz durch den Badewitzer Wald, bei Sprottau auf dem Kostnitzer Totenwege. Im Frankensteinschen ruft er besonders in den Feldern auf Kunzendorf zu und beim »Stolzgründe«, einem sog. Geistergrunde, sein Hoidi! Hoidi! Man will ihn auch öfters am Siegritzwalde in der Nähe von Habelschwerdt, auch bei einem Kreuze unfern von Glasendorf wahrgenommen haben. Man sieht ihn nicht, hört aber das Hundegebell. Folgt man ihm, so wird man vom rechten Wege abgeleitet. Glatzer Vierteljahrtschr. 139.

Wodan hat mit seinem Heere gewaltige Schlachten geschlagen, so bei dem Kamenzer Schlosse, am Seeborn unweit Moisdorf bei Jauer, bei Siemianowitz Kr. Beuthen O.-S. Vgl. Weinhold in Provinzialbl. 1862, S. 194.

Die alte volkstümliche Meinung, dass die Seelenwindgeister in einem Berge weilen, von wo sie zurückkehren können, bewahren auch schlesische Sagen. Bekanntlich versetzte der Volksglaube Friedrich II., später Friedrich Barbarossa in den Kyffhäuserberg, eine Auffassung, auf deren Gestaltung wohl die Vorstellung von Wodan mit seinen Raben und seinem Gefolge eingewirkt hat. So schlummern auch in Schlesien bald in diesem, bald in jenem Berge die Seelen gefallener Helden, um in der Stunde der Gefahr zu erwachen und wie der Sturmwind durch das Land zu jagen. So harrt das Seelenheer mit seinem Führer im Geiersberge (an der Südseite des Zobten). Im Zobten selbst weilen die Siebenschläfer. Ihre Rosse am Zügel haltend, den einen Fuss im Steigbügel, den anderen auf der Erde, so stehen sie, Mann und Ross in tiefsten Schlaf versunken. Erwachen sie einst und sitzen sie auf, dann ist das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ende der Welt herangekommen. Provinzialbl. 1873 S. 26. — Im oberschlesischen Kreise Beuthen ist an die Stelle Wodans die heilige Hedwig, die Schutzpatronin Schlesiens, getreten: bei Siemianowitz an der russischen Grenze schläft auf einer Anhöhe in einer Grotte das Heer der Heiligen, um zur rechten Zeit zu erwachen, auf dieser Stelle streitende Völker zu besiegen und ewigen Frieden zu stiften. Ausdrücklich spricht die Sage von Seelen Bewaffneter, wie in den Monumenta German. VIII. 261 animae militum infectorum erwähnt werden. Die heilige Hedwig schläft mit einem Heere gewappneter Männer auch im Walde bei dem deutschen Dorfe Schönwald Kr. Gleiwitz. Nach der Schlacht auf der Walstatt bei Liegnitz ist sie dahin gekommen und mit ihrem Gefolge von einem tiefen Schlafe überfallen worden. Wenn einst das Land in grosser Not vor den Heiden ist, dann wird sie mit ihrem Heere erwachen und die Feinde schlagen. Im Jahre 1848 hat man Zeichen bemerkt, die auf das Erwachen deuteten: man hat Männerstimmen und Waffenklirren gehört und wunderbare Gestalten gesehen. Für gewöhnlich hört man bloss manchmal Schnarchen und tiefe Atemzüge. (Noch heute lebende Sage; Knötel im Provinzialbl. 1873 S. 185). Auch der Hausberg bei Hirschberg birgt Seelen gefallener Helden.

Dass Wodan und sein Gefolge ohne Kopf erscheinen, erklärt sich wohl daraus, dass man sich das wilde Heer, als dessen Führer er gilt, als die Seelen Gestorbener, Getöteter, Hingerichter oder Erhängter dachte. So bestand das wütend Heer der kleinen Dieb, das im Walde bei Osnabrück an Hans Sachs vorbeisauste, aus lauter Erhängten. Noch heute besteht im Volksbewustsein der engste Zusammenhang zwischen der Seele der Erhängten und dem Winde. Ganz geläufig ist in Schlesien die Anschauung, dass diese Seele alsbald als ein »steifer Wind«, als »ein Blasius« (von blasen) oder als »Zwirbel« dahinfährt nnd erst nach drei Tagen zur einstweiligen Ruhe (in einem Berge?) kommt, denn nach gewöhnlicher Vorstellung findet ein gewaltsam Gestorbener im Grabe keine Ruhe. »Es ist so windig, es muss sich einer gehängt haben,« heisst es allgemein, und man setzt wohl hinzu: »Die Bäume lauten aus« (weil dem Selbstmörder Glockengeläute versagt ist). — Auch wurde früher vielenorts, um vorzubeugen, dass der Selbstmörder, der keine Ruhe findet, die Lebenden belästige, der Leiche der Kopf abgestochen.

Ein weiterer Schritt des mythischen Schaffens unter christlichem Einfluss ist es, wenn die Vorstellung des Wind- oder Totengottes mit der vom Teufel zusammenfliesst, der auf einem schwarzen, schweisstriefenden Rosse, beide, als ob sie brennten (feuerrot wie das Höllenfeuer), in gewaltigen Sätzen hinstürmend ruft: Hallo! Hallo! Hallo! — Das Ross ist nach dieser Auffassung eine arme Seele, die im Leben einem unzüchtigen Wandel frönte, nach alter Sage, die sich schon bei Caesar von Heisterbach[1]) findet, eine in ihrer Sündenschuld dahingeraffte Pfarrwirtin; sie ist nunmehr die Windesbraut, die Geliebte des zum Teufel umgewandelten Sturmgottes, dem sie verfallen ist.

In Schlesien erscheint die Windsbraut auch losgelöst von ihrem Buhlen als selbständiges mythisches Sturmwesen, als Frau Windin, die weit heftiger als ihr Mann ist. Bei besonders stürmischem Wetter sagt man: »Heute geht die Windin selber, heute ist die Windin los!«

Eine Wesensverwandte ist die in Frankreich, Böhmen und besonders in Oberschlesien

[1]) Vgl. Die Alte Weiber-Philosophie in der Festschrift des Germanistischen Vereins zu Breslau. Leipzig, Teubner 1902.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sehr bekannte Melusine. »Die Melusine pfeift!« ist eine mir seit meiner Kindheit geläufige Redewendung, wenn ein heftiger Wind das Haus umbraust und durch Löcher und Ritze oder im Ofenloche heult und pfeift. In Ratibor und Rybnik sagt man: Melusina hutschi. Man erzählt, dass die Melusine und ihre Kinder hungern: man solle daher Mehl und Brot auf das Fenster legen; die Melusine würde sich das schon holen. Vgl. Mitteil. II, 59. Ihre Schwester ist die Zebelle (Mitt. a. a. O.: Subella, mit scharfem s), Sibylla, die in einem Turme sitzt und an ihrem Sterbehemde näht. Alle 100 Jahre macht sie einen Stich; wenn sie den letzten thut, so ist der jüngste Tag da. Man vergl. auch Philo vom Walde, Schlesien in Sage und Brauch, S. 31; Mitteil. 1902 S. 26. In Katscher sagt man zu einer trägen Näherin: »Du nehst wie die Zebill neun Johr!« und links von der Chaussee zwischen Leobschütz und Wernersdorf bezeichnete man auf einer Anhöhe, auf der ein einsamer alter Baumstamm stand, einen Trümmerhaufen als die Reste des Schlosses, in dem Melusine und ihre Schwester gewohnt haben. Oft erwähnt die Sage noch eine dritte (namenlose) Schwester, wie denn die mythischen Wesen gern in der Dreizahl erscheinen.

Fährt die Windin in einem Zwirbel vor einem her, so muss man sich schnell abwenden, um nicht schädlich »angeblasen« zu werden, oder muss mit den Worten: »Pfui, alte Sau!« dreimal ausspucken. Teilnehmend fragt man einen Kranken, der »ein geschwollenes Backe« (schles. neutrum) oder »entzundene« Augen hat: »Ei welchem Winde ä doas ok derwischte.« Jüttner, I, 20. Scherffer wünscht dem ins Ausland reisenden Herzoge von Brieg: »Keiner bösen Luft Anblasen Lass Er (Gott) nirgends Euch berühren.« Ged. 1651 S. 107. — Auch um Neukirchen und Etzelwang in der Oberpfalz tritt die Windin neben den Wind. In der Bavaria II_1, 235 wird berichtet: Dem Winde soll man drei Händlein voll Mehl hinausstreuen und dabei sprechen:

Wind oder Windin
Hier geb ich dir das Deine.
Lass Du mir das Meine!

Dann reisst der Wind nichts zusammen.

Auch die heulenden Wölfe, die kläffenden, verschiedenfarbigen Hündchen, im Schlesischen sog. Pümmer, und die kleinen Katzen und Graumänulein, die dem wilden Jäger folgen (Waltersdorf bei Sprottau), sind die Seelen der Verworfenen, die vor Schmerz und Qual der Hölle winselnd jammern. Dass die Seele dem Teufel als Ross dient, deutet auch die geläufige Verwünschung an: Das dich der Teufel reite i. S. v.: dass du nach dem Tode keine Ruhe findest! — Unzählige Steine tragen auch die Abdrücke von dem Hufe des Nachtjägerpferdes, das sein Reiter oft beschlagen lässt. Hiervon gehen schlesische Sagen; vgl. Peter, Volkstümliches aus Oesterr.-Schlesien I, 278 f.; Philo vom Walde, Schlesien in Sage u. Brauch S. 51. Die mit drei Hufeisen beschlagenen Rosse (-Seelen) sind sehr schwer, die mit vier niemals zu erlösen.

Wenn die Jagd über die Erde geht, kommen die kleinen Hunde nicht über die Gräben. Wer ihnen hinüberhilft, wird vom Nachtjäger mit einem Thaler (Heckthaler) belohnt. Oft bittet er auch um diese Gefälligkeit. Wer sich fürchtet oder eins der Hündchen tritt, muss sich schleunigst über die nächste Grenze oder auf den nächsten Kreuzweg retten, sonst ist er verloren.

Ueberhaupt ist es ratsam, dem wilden Heere nicht zu begegnen. Will der Wanderer sich schützen, wenn er den Zug durch die Lüfte heranbrausen hört, so muss er sich still-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schweigend mit dem Angesicht auf die schützende Erde werfen oder das Johannisevangelium beten. Wer sich unterfängt zu sprechen, das Getöse nachzuäffen oder gar den wilden Jäger anzurufen, dem wirft er Aasstücke oder Teile eines menschlichen Leichnams zu. Von diesem Geschenke, das durch seinen Gestank alles verpestet und immer wieder zurückkommt (wie der Heckthaler), kann man sich nur befreien, wenn man dem Nachtjäger die nächste Nacht aufpasst und zuruft: Gib mir zu dem Braten auch Salz! — Dies that auf den Rat einer alten Frau ein Knecht in Berbisdorf Kr. Schönau und vernahm darauf hoch aus den Lüften die Worte: Das war dein Glück! Provinzialbl. 1871 S. 182. In Katscher erzählte man mir: Einem Hêmjak (hämischer Mensch, der den anderen gern schädigt), der einem andern, mit dem er auf dem Felde abends Kartoffeln hackte, die tolle Jagd zeigte, um ihn zum Reden zu verleiten, wurden plötzlich zwei Finger abgehackt. Ein anderer, der gesprochen hatte, wurde vom wilden Jäger vor Nassiedel »ei-am Grâbla, am ganz klâna Lîshla ersteckt (einer ganz kleinen Lûshe erstickt).«

Auch schützt sich vor dem Nachtjäger, wer auf der Strasse den »Deistelrain« entlang geht d. i. den Teil der Strasse, auf dem die Deichsel (d. i. der Wagen) nicht fährt.

Auf das Erscheinen der wilden Jagd folgt ein Sterben oder ein Krieg (Patschkau, Münsterberg, Grafschaft Glatz).

Nur eine andere Form der wilden Jagd stellen die zahlreichen Sagen von den Gespensterkutschen dar (Trachenberg, Leobschütz, Neustadt, Neisse, Sprottau), die von einem Manne ohne Kopf geleitet werden oder dessen Gespann kopflose Pferde bilden. vgl. Wolf, Beiträge II, 133 ff., Zeitschr. d. Vereins f. deutsche Volksk. 1894 S. 290.

Der wilde Jäger wechselt (als die Verkörperung der leicht veränderlichen Luft) oft seine Gestalt. Er tritt unter der in Schlesien beliebten Figur des Schimmelreiters auf, die bei mancherlei Volksbelustigungen in der Advents- und Faschingszeit nicht fehlen darf. Vgl. Vogt, Schles. Weihnachtsspiele S. 113. Ja, die altvolkstümliche Ueberlieferung ist stärker als die christlichen Vorstellungen, die man in sie hineintrug, und Wodan tritt in den Adventspielen gar als heiliger Christ auf. So heisst es in der Lausitz, dass der heilige Christ auf dem Schimmel umherziehe und die Gaben bringe, für die man als Gegenleistung seinem Pferde ein Bund Heu hinstellt, oder er erscheint dort ohne Ross als männliche Gestalt, weissgekleidet und mit langem, weissem Barte. Vogt a. a. O. S. 114. Auch das Martinsfest (11. November), das seit alters in Schlesien feierlich begangen wird, erinnert an Wodan und das grosse germanische Opferfest des Herbstes, das auch der Kirmes zu Grunde liegt. Heute heisst es noch, wenn der erste Schnee einfällt, wie ehedem von Wodan: St. Märten kommt auf dem Schimmel geritten. Drechsler in Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens 1901 S. 47.

Die Auffassung, dass der wilde Jäger ein jagdlustiger Ritter sei, der wegen Sonntagsentheiligung bis an den jüngsten Tag ruhelos jagen müsse, ist bei uns zu Lande nicht volkstümlich.

Wie Odin in nordischen Sagen Tiergestalt (Schlange, Adler) annimmt, so soll der wilde Jäger in einer Sage aus der Ebene zwischen dem Zobten und der Oder als Guckuck, anderswo als Schlange (ein Seelentier) erschienen sein; um Bunzlau gilt der Puhu (=Uhu) als »der wahre Nachtjäger« (Bunzlauer Monatsschr. 1776 S. 6).[1])

[1]) Dass man Wojngrengel, die Bezeichnung des Neuntöters im Jauerschen, mit Wodan zusammen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auch in anderen Gestalten erscheinen die Geister Verstorbener. So sind nach dem schlesischen Volksglauben die Feuermänner und die Irrlichter, die oft unter der Führung des grossen Leuchters erscheinen (Leobschütz, Patschkau, Reichenbach, Sprottau), erlösungsbedürftige Seelen, die nach dem Tode »umgehen« müssen.

Vom Nachtjäger haben die Busch-, Wald- oder Holzweiblein, im Volksmunde Puschweiblan, anderswo Moosweibchen, in der Glatzer Gegend auch Buschrülpen, im Riesengebirge Büttelweiber genannt, viel zu leiden. Es sind die schlesischen Dryaden, Baum- oder Waldgeister, seelische Wesen, die der Sturmgott verfolgt, wie er die Bäume zaust und zu entwurzeln droht. Vgl. Wenn der Nachtgeist ehedem ein Holzweib durch das Dorf gejagt. Stoppe Ged. 1729 S. 180. Der Glaube des Volkes malt sie als kleine, bäuerisch angezogene Weibchen von ärmlichem Aussehen, die in Ehe leben und einen Haushalt führen. Wenn wolkige Nebel über dem Walde aufsteigen, heisst es allgemein: »Die Pûschweiblan kochen« (neben: der Fuchs braut); wenn die Nebelstreifen zerreissen und an den Bergen hinziehen: »Die Puschweiblan ziehen haem.« Sie wohnen in den Bergwaldungen (dem Seelenaufenthalt), in der Grafschaft Glatz z. B. am Heidelberge bei Habelschwerdt, im Langenbielauer Revier, verkehren gutmütig und dienstwillig mit den Holzschlägern und Holzrückern, an die sie Brot von besonderem Wohlgeschmack verteilen. Am häufigsten lassen sie sich bei strenger Kälte sehen, wo sie alles dürre Holz in ihre Schürzen raffen: da geht es nur so »knick knack« im Busche. Diese mythische Erscheinung, die den deutschen Wald beseelt zeigt, ist eine der lieblichsten im schlesischen Volksglauben. Aus demselben gemütstiefen Sichversenken in das geheimnisvolle Leben und Weben im Walde entspross Böcklins Waldfrau auf dem Einhorn.

Baumstümpfe, in die der Holzfäller mit der Axt drei Kreuze eingehauen oder bei denen er einen frommen Spruch, etwa »Walt's Gott!« gesagt hat, schützen die Buschweiblein vor der Macht des (teuflich gefassten) wilden Jägers.

In Süddeutschland und Böhmen heissen die Buschweibel auch Klageweibel, Klagemütter, weil sie aus Angst vor dem wilden Jäger ihre Klagerufe ausstossen. In Schlesien ist das Klageweibel ein traulicher seelischer Hausgeist, dessen wehklagende Stimme in der Stille der Nacht auf dem dunklen Boden gehört wird, wo es sein Versteck hat. In der Grafschaft lässt das Klagemütterlein vor den Fenstern oder in einem Winkel des Hauses ein gewisses Weinen und Wimmern — nichts anderes als der wehklagende Wind — hören, wenn jemand krank ist und sterben wird. Glatzer Vierteljahrsschr. III, 139.

II. Frau Holle.

Neben Wodan tritt in Schlesien die auch im übrigen Mitteldeutschland bekannte Frau Holda oder Holle auf. Sie ist die holde, gute Göttin, die mütterlich sorgend in das

bringt und an das Saterländische Wojnjäger-Wodansjäger, Zeitschr. d. V. f. V. 1893 S. 394, und an die niederländische Sage (Wolf, Niederl. Sagen no. 260) erinnert, nach der der wilde Jäger in Gestalt eines Raubvogels jagt, was allerdings auf Wodans Sturmwesenheit und seinen Zusammenhang mit dem Winde deuten könnte, ist abzuweisen. Wojngrengel ist = Wagengrengel, Grendel, das lange Holz am Pfluge, das der Deichsel des Wagens entspricht: vgl. Drechsler, Mitteil. VI, 59.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

häusliche Leben tritt, an den Verrichtungen der Menschen teilnimmt und vor allem den Flachsbau und das Spinnen hütet. Auch sie zieht unter verschiedenen Benennungen und oft als gespenstisch unheimliches Wesen von Weihnachten bis zum Dreikönigstage einher. Kindern, die im Spinnen lässig waren, drohte man im Glätzischen und in Oesterreich-Schlesien mit der Spillahôle (Spindelholle), in Katscher und Leobschütz mit der Spillagritte, Zumpeldrulle (zerlumpte Trulle), Mickatrulle (Mückentrulle) oder Spillenlutsche, in Langenbielau und Niederschlesien mit der Pôpelhôle (vermummte Holle). In der Striegauer Gegend ging noch vor etwa 50 Jahren in der Adventszeit eine (wie ein »Pôpel«) vermummte Frau in der Gestalt eines alten Mütterchens von Haus zu Haus, um nachzusehen, ob die Kinder fleissig spännen: das war die Spillahôle. Schroller, Schlesien III, 374. Der Holle zu Ehren legten die Mägde zu Weihnachten ihren Spinnrocken aufs neue an, wanden viel Werg oder Flachs darum und liessen ihn über Nacht stehen. Sah das nun Frau Holda, so freute sie sich und sagte: »So manches Haar, so manches gute Jahr.« Bis zum Dreikönigstage musste aller Flachs abgesponnen sein, sonst zürnte sie und rief: »So manches Haar, so manches böse Jahr.« Auch sollte bis Sonnabend Abend jeder Rocken abgesponnen sein, sonst würde es Unglück bringen, auch dem Viehe schaden (Waltersdorf); war er nicht abgesponnen, so warf sie den Faulen eine Anzahl Spillen hin, die binnen einer bestimmten Frist vollgesponnen sein mussten. Dabei sprach sie tröstend: »Verzage nicht, verzage nicht. Was spinnst du die Zahl am Tage nicht!« (Katscher). In der Faschingszeit gedachte man der Flachsbeschützerin: je höher die Bäuerin beim Faschingstanze sprang, um so höher gedieh der Flachs; vgl. Drechsler, Scherffer und die Sprache der Schlesier S. 107.

Auch neben den Schneebringer Wodan tritt Frau Holle. Wenn es schneit, schüttelt sie die Federn aus (Langenau bei Katscher, Leobschütz). In Kreuzburg O.-S. heisst es: »Frau Holle macht die Betten«, in Grünberg schon ganz beziehungslos: »Die dort oben habens Bett zerrissen.«

Unter dem Namen Pôpelhôle geht sie bis heute als Schreckgespenst für die Kinder um. Wie Holle neben dem Schimmelreiter als Himmelsziege[1]) (in der bekannten Vermummung) erscheint, so ist ihr männliches Seitenstück ein Unhold in weissem Kittel, der Pôpelmann. »Dass dich der Pôpelmann hol'!« ist eine ganz geläufige Verwünschung. Auch schreckt man wie mit der Pôpelhôle mit ihm gern die Kinder; ähnlich mit dem Bûshenickel (Busch-Nikolaus), der an den niederdeutschen Rûhlâs (Rauh-Nikolaus) erinnert. Vgl. Vogt, Schles. Weihnachtsspiele S. 115. In der Grafschaft denkt man sich unter Popelmann ein schwarzes, in Tücher eingehülltes Wesen ohne Gesicht d. h. ohne Kopf wie den Totengott Wodan. Am Popelberge bei Schwengfeld Kr. Schweidnitz soll er früher in einer Höhle gehaust haben. Auch im Zobtener Halt ist der Popelmann sehr bekannt. Schon Weinhold, Herkunft der Schlesier S 85., hat darauf hingewiesen, dass Popelberge und der Popelmann auch in Ostfranken vorkommen.

Auch Frau Holle zieht zu Weihnachten mit dem wilden Heere durch die Lüfte, wie es die griechische Hekate und die mit ihr verschmolzene italische Diana mit ihrem Schwarme thut. Rohde, Psyche II, 84. So erzählt Praetorius, dass zu Schwarza in Thüringen »auf Weihnachten die Frau Holla fürüber gezogen, da der treue Eckart vorne an im Troppe

[1]) Vgl. Sitte, Brauch und Volksgl. der Schlesier § 67.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gewesen«, und wie dabei jene Geschichte sich zugetragen habe, die wir alle aus Goethes »getreuem, Eckart« kennen. Vogt a. a. O. S. 99. Wie die Geister (die »Hulden«) das Bier ausschlürfen, so lässt man heute noch in Schlesien und Oesterreich-Schlesien am Weihnachtsabende die Nacht über den Tisch gedeckt und stellt eine Kufe Bier hin (Kreuzburg), damit die armen Seelen, die mit Frau Holle, wofür auch hier das Christkindel eintritt, ihren Umzug halten und einen weiten Weg haben, sich stärken und laben.

Die Seelenführerin kehrt nach dem Umzuge mit ihrem Gefolge in einen Berg oder das daraus entspringende Wasser zurück wie Wodan in einen Berg. Daher ist Holle auch die Kindermutter, bei der die Seelen, wie nach dem Tode so vor der Geburt, weilen und als Mücken im Sonnenscheine spielen.

Darum sagt man auch in Schlesien zu den Kindern: Damals warst du noch nicht auf der Welt (d. h. noch nicht geboren), damals spieltest du noch mit den Mücken herum.« So erklärt sich auch die in Katscher lebendige Bezeichnung Mückentrulle (etwa Mückengespenst) und der Glaube, dass die Kinder aus dem Wasser kommen. Vielleicht war der Holle der Hollenberg bei Striegau geweiht, auf dem früher ein Brünnel floss.

Auch schwebt Holle über die Fluren, deren Pflanzenwelt unter ihrem Schutze und Segen steht; die zarten Fäden des Altweibersommers sind Fäden von ihrem Schleier. Dieser Zug ging später auf die heilige Maria über. Am Ostersonnabende, in manchen Gegenden Schlesiens an jedem Sonntage, muss die Sonne etwas scheinen, damit Maria wie einst Holda ihren Schleier trockne. Wuttke, Deutcher Volksglaube S. 27. Dies ist auch sardinischer und sicilischer Volksglaube; vgl. Liebrecht, zur Volkskunde S. 341.

Nicht immer ist die Luft bewegt, nicht immer pfeift der Wind, nicht immer treiben die Seelen der Gestorbenen ruhelos ihr Wesen. Man fragte: wo weilen die Geister, wenn sie ruhen? Wir haben schon gehört, dass die Seelen mit ihren Führern in die Berge, Wälder und Gewässer ziehen und dort weiter leben. Von hier aus erscheinen sie in mannigfaltigster Gestalt und treten bald hold bald unhold in Beziehung zu den Menschen.[1])

---

[1]) Die Behandlung der übrigen mythischen Erscheinungen, unter denen die wandelnde Seele auftritt, muss wegen Raummangels einer späteren Arbeit vorbehalten werden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gewesen«, und wie dabei jene Ges[illegible] alle aus Goethes »getreuem, Eckart« kennen. Vogt a. a. O. [illegible]en«) das Bier ausschlürfen, so lässt man heute noch in Schl[illegible] Weihnachtsabende die Nacht über den Tisch gedeckt und st[illegible]), damit die armen Seelen, die mit Frau Holle, wofür auch [illegible] Umzug halten und einen weiten Weg haben, sich stärken[illegible]

Die Seelenführerin kehrt [illegible]olge in einen Berg oder das daraus entspringende Wasser z[illegible] Daher ist Holle auch die Kindermutter, bei der die Seelen, [illegible]urt, weilen und als Mücken im Sonnenscheine spielen.

Darum sagt man auch [illegible]ls warst du noch nicht auf der Welt (d. h. noch nicht geb[illegible] den Mücken herum.« So erklärt sich auch die in Katscher[illegible]lle (etwa Mückengespenst) und der Glaube, dass die Kind[illegible]leicht war der Holle der Hollenberg bei Striegau geweil[illegible].

Auch schwebt Holle üb[illegible] unter ihrem Schutze und Segen steht; die zarten Fäden [illegible]on ihrem Schleier. Dieser Zug ging später auf die heilig[illegible]de, in manchen Gegenden Schlesiens an jedem Sonntage, [illegible]nit Maria wie einst Holda ihren Schleier trockne. Wutt[illegible] Dies ist auch sardinischer und sicilischer Volksglaube; vg[illegible] 341.

Nicht immer ist die L[illegible] Wind, nicht immer treiben die Seelen der Gestorbenen ru[illegible] weilen die Geister, wenn sie ruhen? Wir haben schon g[illegible]ihrern in die Berge, Wälder und Gewässer ziehen und dort [illegible]einen sie in mannigfaltigster Gestalt und treten bald hold b[illegible]enschen.[1])

[1]) Die Behandlung der übrige[illegible]en die wandelnde Seele auftritt, muss wegen Raummangels einer sp[illegible]

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf